Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 25 (1963)
Heft: 4

Artikel: Vom Wert und Wesen unserer Mundart
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-190159

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizern das Interesse und die Freude an der Volksmundart, an Volkslied, Volkssage und -brauch erwachte, eine lebendige Überlieferung mundartlichen Volkgesangs, an welche die volkstümliche Kunstdichtung anknüpfen konnte. Das geschah gegen Ende des Jahrhunderts, im ersten Zeitabschnitt unsrer kunstmässigen und absichtsvollen Mundartdichtung.

Vom Wert und Wesen unserer Mundart

(Aus dem Werk: «Sprache, Dichtung, Heimat», von Otto von Greyerz)
Verlag A. Francke AG, Bern 1933

Die deutsche Schweiz besitzt zum Unterschied von allen sie umgebenden Ländern eine eigene Volkssprache, d. h. eine altererbte, bodenständige Mundart, die das ganze Volk umfasst. Rings um uns sehen wir Länder, die welsche Schweiz eingerechnet, in denen die alteinheimische Volkssprache nur noch unter der an die Scholle gebundenen ländlichen Bevölkerung fortlebt und selbst da mehr und mehr abstirbt. Was sie verdrängt und ausrottet, ist eine aus der höheren Bildungsschicht hervorgegangene, mehr oder weniger künstlich erzeugte Literatursprache, die sich die Geltung und das Ansehen der eigentlichen Nationalsprache errungen hat. Auch wir haben Anteil an einer solchen Literatursprache: es ist die neuhochdeutsche Schriftsprache, die uns für den höhern und den über die Landesgrenzen ausgedehnten geistigen Verkehr unentbehrlich geworden ist. Allein, und darin liegt der tiefgreifende Unterschied: unsere alte Volkssprache hat daneben ihr Recht als gemeinsame mündliche Verkehrssprache behauptet. Durch das Schweizerdeutsch, das alle ohne Ausnahme sprechen, wird jene von der Bü-

chersprache geschaffene Kluft überbrückt, die Einheit des ursprünglich gemeinsamen, aber durch die sog. Bildung gespaltenen Denkens und Fühlens der Gesamtheit wiederhergestellt*. Indem wir «Gebildeten» die Mundart sprechen, fühlen wir, wie unser Denken, das durch die Schriftsprache verallgemeinert, in unsinnlichen Redeformeln vergeistigt worden ist, wieder in die Bahnen der natürlich-sinnlichen Anschauung des einfachen Volkes gelenkt wird. Unser Geist, der vom Zeitungs- und Bücherlesen her an das Ueberfliegen aller Grenzen selbsterworbener Erfahrung gewöhnt ist, kehrt mit dem Gebrauch der Mundart wieder in die Heimat seiner Bildung zurück und wird sich wieder bewusst, wo er eigentlich bodenständig und daheim ist.

Der Gemeinbesitz einer solchen Volkssprache ist für einen Volksstaat wie die Schweiz von unschätzbarem Werte. Er weckt und erhält das Gefühl einer engeren Volksgenossenschaft innerhalb der allumfassenden Sprachgemeinschaft deutscher Stämme und ist zugleich eine beständige Mahnung an die besser geschulten Klassen, sich von der Ueberschätzung der schriftsprachlichen Bildung freizuhalten. Eine der unerfreulichen Früchte abendländischer Kultur ist ja die Scheidung der Menschen in gebildete und ungebildete nach Massgabe ihrer Beherrschung der Schriftsprache. Die Sicherheit im Gebrauch der Schriftsprache ist freilich heutzutage ein Erfordernis für alle höhern Berufsarten; für den Wert der Persönlichkeit aber ist sie nebensächlich. Die schriftsprachliche Gewandtheit kann die hohlste und liederlichste Denkart verhüllen, und die Mundart kann — auch hier betone ich das «kann» — Ausdruck tiefgründiger Bildung sein. Nichts ist so ge-

---

* Wer diese Gemeinschaft nicht zu teilen begehrt, wie im Falle Spittelers, stellt sich abseits. Wie er den Volksgeist verleugnet, verleugnet der Volksgeist auch ihn.

eignet, uns vom Dünkel unserer schriftsprachlichen Ueberlegenheit zu befreien, als der Umgang mit Menschen, die in ihrer schlichten Mundart wahr und treffend sagen, was sie denken und was wir vielleicht auch denken, aber gelehrter ausdrücken. Es liegt eine Ursprünglichkeit, Kraft und Frische in der echten Mundart, die man in der Schriftsprache selten findet. Das verdankt sie ihrer mündlichen, nie vom Leben losgelösten Ueberlieferung. Unsere Schriftsprachen, die deutsche ganz besonders, sind auf dem Papier entstanden und auf dem Papier überliefert worden, und das Papier ist geduldig. Es erträgt Wort- und Satzbildungen, die im mündlichen, lebendigen Verkehr von Mensch zu Mensch undenkbar wären. Die deutsche Schriftsprache ist in ihren Anfängen, nach Luther, fast zwei Jahrhunderte lang von Gelehrten gepflegt worden, deren deutsches Sprachgefühl in der beflissenen Nachahmung des lateinischen Stils verkümmert war. Es brauchte Vollnaturen wie Goethe, um den verschütteten Quell wieder aufzudecken und die Sprache des Lebens wieder in Schrift und Buch einströmen zu lassen. Aber noch immer trägt sie Spuren ihrer gelehrten Schulung. Noch immer gilt es bei Gelehrten und Halbgebildeten als ein Vorzug, wenn man sich umständlich und gewunden statt kurz und bündig, gelehrt und abstrakt anstatt natürlich und anschaulich ausdrückt. Andern Nationen, den Franzosen z. B., ist jeder gelehrte Beigeschmack in der Sprache ein Greuel. Ihnen geht das Witzig-Geistreiche, wäre es auch leichtfertig, über alles. Der Deutsche hingegen in seinem angeborenen Hang nach Gründlichkeit und Tiefe, verehrt die Gelehrsamkeit selbst noch in ihrem blossen Schein, in unnötigen Abstraktionen und Fremdwörtern, ja in geschmacklosen Schachtelsätzen. Es hat viel gebessert in den letzten Jahrzehnten, dank der unermüdlichen Werbung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins für gutes,

reines Deutsch. Allein die Form- und Gewissenlosigkeit, die Fremdländerei und Gelehrttuerei im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache muss immer noch bekämpft werden; denn sie hängt mit einem tief eingewurzelten Bildungsvorurteil zusammen.

Gegen dieses Bildungsvorurteil sollte uns Deutschschweizer die Mundart schützen. Sie tut es auch in weitem Umfange. Ihr verdanken wir es ohne Zweifel in erster Linie, daneben wohl auch dem französischen Einfluss, dass unsere Presse, unsere Wissenschaft und unsere Gesetzgebung sich von den gröbsten Auswüchsen des «papierenen Stils» freihält, dass ihre Sprache schlichter, volkstümlicher ist als die durchschnittliche Bildungssprache der Deutschen und Oesterreicher. Es ist bekannt, dass unser Schweizerisches Zivilgesetzbuch sich durch seine klare, gemeinfassliche Sprache vorteilhaft von dem Bürgerlichen Gesetzbuch Deutschlands unterscheidet, eine Eigenschaft, die ihm gerade von Seiten reichsdeutscher Rechtsgelehrter zum Verdienst angerechnet worden ist. Man hat richtig herausgefühlt, dass jener Vorzug sich aus dem demokratischen Grundton unseres Volkes und seiner Gesittung erklärt; aber vielleicht hat man nicht genug erkannt, welch grossen Anteil die gemeinsame Volkssprache daran hat. Staatsmänner und Gelehrte, deren Sprachgefühl noch in der Mundart wurzelt, werden eben bewusst und unbewusst von ihrem Geiste geleitet, und dieser Geist ist Natürlichkeit, Schlichtheit Anschaulichkeit. Vor diesem Geiste zerstiebt die leere, wichtigtuerische Phrase in das, was sie ist, ins Nichts. Man stelle nur einmal ein paar der aus Zeitungen und Geschäftsverhandlungen bekanntesten Redensarten dem entsprechenden Volksausdruck gegenüber, so springt die Ueberlegenheit des letztern in die Augen. Wir sagen halbwelsch, dass «vitale Interessen angegriffen wer-

den», wo das Volk sagt: *«Es geit i ds Läbige.»* Wir sagen, eine Unternehmung sei resultatlos verlaufen, wo man im Volke sagt: *«Es isch z'lärem abgange.»* Wir stehen mit gewichtiger Phrase «vor einer Alternative», wo der Mann aus dem Volk sagt: *«Es zweiet sich mir»*, und wir kommen zu dem Schluss, «man müsse die günstigen sowohl als die ungünstigen Faktoren in Erwägung ziehen», wo die Volkssprache kurz sagt: *«Me muess ds Derfür und ds Derwider aluege.»* «Wir wollen uns nicht», sagt ein Präsident, «in nutzlosen Diskussionen über dieses Traktandum ergehen», wo der Volkswitz derb sagt: *«Mer wei nid lenger am Lärlauf träje.»* Und so weiter. Es gibt kaum eine einzige parlamentarische Phrase, für die der Volksmund nicht längst einen kräftigen, träfen Ausdruck geschaffen hätte. Wem wollen wir eigentlich imponieren mit unsern halb lateinisch halb welschen Redensarten, wenn wir sagen, man müsse jetzt die Initiative ergreifen, den opportunen Moment abzuwarten, die Chancen des Unternehmens ventilieren, sich orientieren und informieren, ohne sich optimistischen Illusionen hinzugeben . . . man müsse sich organisieren, die Interessen und Reflektanten zu gewinnen suchen, eine diskrete Propaganda ins Werk setzen, ohne bei der Opposition Animosität zu erwecken; dann die Mentalität des Publikums sondieren, allen Schein des Aufoktroyierens (o, schönes Wort!) vermeiden und auch die Imponderabilien nicht ausser acht lassen und gewisse, vorderhand noch problematische Faktoren in Betracht ziehen, welche ein nicht unwesentliches Moment für den Erfolg bilden könnten! Oder man stehe da eben vor einem Dilemma oder einer Alternative, womöglich (wie ich einmal gelesen) vor zwei Alternativen, von denen die eine die relativ opportunere sei, indem ihr auch anders orientierte Kreise sympathisch gegenüberstehen. Man könnte eventuell einen Kompromiss finden, ohne dass das spezifisch finanzielle

Interesse wesentlich geschädigt werde usw. ohne Ende.

So redet man bei uns in gewissen massgebenden Kreisen, die nicht mehr Schweizerdeutsch können. Das ist die Durchschnittssprache unserer höhern Bildung, unserer Volksvertretung, unserer Behörden — ein stilloses Halbdeutsch, das vor jeder schlichten, ehrlichen Volksrede in Scham verstummen müsste. Und diese form- und gehaltlose Wortmacherei gilt nun als Kennzeichen geistiger Ueberlegenheit, höherer Schulbildung und ist imstande, den einfachen Mann zu blenden und ihn in seinem mundartlichen Sprachgefühl irrezumachen. Er fängt wirklich an zu glauben, mit seiner «Gradane-Sprach» sei er ein armer Teufel, es fehle ihm eben an Bildung — so etwa, wie der Berner Bauer anfängt zu glauben, es sei höflicher und gebildeter, wenn er «Sie» sage statt «Ihr».

Berner Mattenenglisch

(Aus dem Werk: «Sprache, Dichtung, Heimat», von Otto von Greyerz)
Verlag A. Francke AG, Bern 1933

Man hört viel vom Berner Mattenenglisch reden — seitdem es am Aussterben ist. Vor dreissig Jahren oder etwas mehr, als es noch in voller Blüte stand, machte niemand viel Wesens daraus. Am wenigsten dachte man daran, es wissenschaftlich ernst zu nehmen. Inzwischen hat sich aber die Sprachwissenschaft mit immer wachsendem Anteil den unliterarischen, sozusagen naturhaft lebenden Sprachen zugewandt, den ländlichen und städtischen Mundarten, den Sprachen der Naturvölker, der Kindersprache, den Sondersprachen gewisser Stände und Berufsklassen. Je weniger diese Sprachen mit Schrift und